



Elfter

Jahrgang.

Eine Zeitschrift für Leser aus allen Ständen.

Waldenburg, den 3. April.

Gegentheil.

Man pflegt im Leben uns zu sagen:
 Daß schwer wohl aller Anfang sei,
 Doch wenn wir kühn nur fort uns wagen,
 Sich Alles gäbe leicht und frei, — —

Dies aber konnt ich niemals finden,
 Denn so im Herzen wie im Geist
 Fühlt man das süßere Empfinden
 Doch wohl zu Anfang nur zumeist! —

Wenn Gott uns seinen Lichtstrahl sendet,
 Und Schätze sich der Geist erschließt,
 Das junge Herz uns Wonne spendet,
 Die Erde unser Himmel ist;

Wenn uns die raschen Schwingen tragen
 Auf Erstlingsflügeln durch den Raum
 Wir in's Gebiet der Kunst uns wagen,
 Uns träumen ersten Liebestraum. —

Da giebt's nichts Schweres für die Seele,
 Der Erde Schranken sinken ein,
 Je kühner man die Bahnen wähle
 Je rascher wird der Flug auch sein!

Nur wenn dann kühler man geworden,
 Zur Seit' sich Ueberlegung hält,

Da ist erst Alles schwer geworden,
 Und klippenvoll die freie Welt.

Wer wollte also schwer ihn nennen
 Den Anfang? und das Weit're leicht?
 Muß denn nicht Jeder bald erkennen,
 Daß, was einst flog — zuletzt kaum schleicht.

Je müder sich der Aar geflogen,
 Je mehr schrumpft seine Schwingen ein;
 Je weiter von des Ufers Wogen,
 Je tiefer wird's dem Taucher sein.

Das verhängnißvolle Hochzeitgeschenk.

(Fortsetzung.)

An des Bürgermeisters Statt brachte ein Bote kurz vor Mittag ein Billet von dessen Hand, worin er der Familie kund that, daß unvorhergesehene dringende Geschäfte ihn bis Abend in der Stadt zurückhalten würden. Er empfahl daher die Damen dem Schutze Ewald's während der verabredeten Nachmittagsfahrt, der indessen seit der sonderbaren Begegnung dieses

Morgens ungewöhnlich zerstreut und unruhig, im Stillen vergebens auf einen Vorwand sann, sich von der fröhlich zugesagten, ihm plötzlich zuwider gewordenen Partie loszumachen, und sich nun zu seinem großen Verdruss die Möglichkeit dazu total benommen sah. Um sein träumerisches Wesen während der Mahlzeit einigermaßen zu motiviren, schützte er stehendes Kopfweh vor, so daß Cäcilie schon geneigt war, ihn für den Nachmittag zu dispensiren, allein die Mutter hoffte mit solcher Entschiedenheit von der bevorstehenden Excursion in freier Luft Erleichterung für sein angebliches Leiden, daß er, ohne sich ungeschicklich zu beweisen oder Verdacht zu erregen, die einmal versprochene Begleitung nicht verweigern konnte.

In Glückstadt erwartete die kleine Gesellschaft eine unangenehme Täuschung, indem statt Aurelien ein absagender Brief von ihr eingetroffen war, der unter dem lebhaftesten Bedauern, Cäcilien's Verheirathung nicht beiwohnen zu können, auseinander setzte, wie durch das Falliren des Banquiers, in dessen Hände ein Theil von Evelinen's Erbe sich befände, nicht nur dieses gefährdet, sondern auch durch eine seltsame Verkettung von Umständen ihr übriges Habe in einen schlimmen Prozeß verwickelt worden sei, weshalb Wellwood schleunigst nach Liverpool hätte ausbrechen müssen, um wo möglich seiner Mündel Eigenthum zu retten, und da unter solchen Umständen er den Zeitpunkt seiner Rückkehr nicht bestimmen könne, Aurelien um ihrer Kinder willen genöthigt sei, in London zu bleiben. Cäcilie, die sich auf das Wiedersehen der Schwester gefreut, und so gerne an ihrem Vermählungstage sie zur Seite gehabt hätte, sah' dieses Fehlschlagen ihrer Hoffnung für eine ungünstige Vorbedeutung für den Bund an, den sie schließen sollte, wie denn überhaupt bei jedem wichtigen Schritte unseres Lebens, zu welchem nur die Pflicht

das widerstrebende Herz überredet, die bedeutendste Störung oder Behinderung zum schreckenden Phantom wird, das uns beängstet. Auch die Mutter ergoß sich in Klagen über das Mißgeschick, das, indem es Evelinen's Besitzthum gefährdete, ihr zugleich die Tochter entzog, und Eveline war mehr darüber betrübt, sich als die unschuldige Ursache dieser unangenehmen Störung betrachten zu müssen, als über den sie bedrohenden Verlust; Ewald aber klagte über zunehmendes Kopfweh' und schien nicht eher befriedigt, bis man sich zur Rückfahrt anschickte, so sehr auch die liebenswürdige Familie des obenerwähnten Arztes, bei dem man abgestiegen, um längeres Verweilen in ihrer Mitte hat.

Bei dem Scheine des Vollmonds hielt man endlich wieder an dem Gartenthore des im Silberlichte Luna's erglänzenden freundlichen Landhauses an der Alster. Der Bürgermeister war noch nicht aus der Stadt zurück, so berichtete der das Thor öffnende Gärtner den aussteigenden Damen; Ewald versicherte bedauernd, ihn nicht erwarten zu können und fuhr nach zärtlich genommenem Abschied unter ihm nachgerufenen Wünschen baldiger Besserung in die Stadt zurück.

Dort angekommen, begab er sich eilend nach der Wohnung seines Freundes Braun, um zu erfahren, welchen Erfolg sein am Vormittag durch das obenerwähnte räthselhafte Weib ihm gesendete Billet gehabt haben möge? Er vernahm dort, daß Braun schon am Morgen von einem auswärtigen Freunde abgeholt worden sei, und erst den nächsten Mittag zurück erwartet werde. Auf seine Erkundigung nach der Ueberbringerin seiner an Braun adressirten Zeilen, wußte ihm dessen Haushälterin keine Auskunft zu geben, weil sie, des Herrn Abwesenheit benutzend, die Wohnung abgeschlossen gehabt, um den Tag bei einer Verwandten

zuzubringen, und unlängst heimgekehrt sei. Ewald machte mit einem kräftigen Fluche sich Luft, wegen des ihm über alle Maßen fatalen Verfehlers, forderte Dinte und Feder, nahm an Braun's Schreibtisch Platz und schrieb rasch und eifertig, bald durch unverständliches Murmeln, bald durch stilles Nachsinnen sich unterbrechend, bis er endlich den Brief faltete, mit einer Oblate verschloß, mit Braun's Adresse versah und der Haushälterin dringend empfahl, selben ihrem Herrn bei seiner Rückkehr augenblicklich einzuhändigen. Verwünschungen über Braun's Umherschweifen vor sich hinbrummend, ging er nach Hause.

* * *

Die Geschäfte, die den Bürgermeister von der Fahrt nach Glückstadt zurückgehalten hatten, waren zum Theil nicht der erfreulichsten Art. Man hatte nämlich von England aus dem Senat zu wissen gethan, daß seit einiger Zeit von Hamburg aus falsche Banknoten in Umlauf gesetzt worden seien, daß man, glücklich genug, dem Verfertiger derselben — muthmaßlich ein gewisser van Boom, der in Hamburg allgemein für einen wohlhabenden Mann galt auf die Spur gekommen, und mit vieler Wahrscheinlichkeit glaube annehmen zu müssen, daß dessen unberufene Papiermünzstätte sich in dem näher bezeichneten Hintergebäude eines an der Diksee des Rödingsmarktes gelegenen Hauses befinde. In Folge dieser Insinuation, die ein behutsames Forschen und Handeln erheischte, wenn man des Erfolges sich versichern wollte, waren sogleich die gemessensten Befehle an die Polizei ergangen, sich der Person des Verdächtigen mit Geschicklichkeit, und so geräuschlos wie möglich, zu bemächtigen, strenge Ausschuchung in seiner Wohnung zu halten, und dessen sämtliche Papiere, wie überhaupt alles nur irgend Verdacht erregende, behufs der Untersuchung

in Beschlag zu nehmen. Erst gegen Abend war es den schlaun Dienern der Polizei gelungen, van Boom, der von einem lustigen Gelage heimkehrend, sich nichts von der ihn bedrohenden Nachstellung träumen ließ, ohne das geringste Aufsehen zu verhasen, ihn in sichern Gewahrsam zu bringen, und gleichzeitig in dessen Wohnung Nachsuchung zu halten, die Anfangs ohne Erfolg zu bleiben schien, indem sich durchaus nichts Verhängliches wahrnehmen ließ, bis man in einem später entdeckten verborgenen Gemache nicht nur den sämtlichen Apparat des von ihm betriebenen verpönten Geschäfts, sondern auch der Brieftaschen und Anzeigen verschiedene auffand, die es außer Zweifel setzten, daß er der Mitschuldigen mehrere haben müsse. Die an den Senat darüber abgelieferten Berichte, das Examiniren der in Beschlag genommenen Papiere, deren Inhalt hin und wieder auf Spuren leitete, die zu verfolgen anderweit zu ergreifende Maßregeln nöthig machten, und viele andere damit verbundene Geschäfte hatten den Bürgermeister Snitger, der sich der Sache mit dem regsten Eifer annahm und selbst nach Kräften zur vollständigsten Entdeckung mitzuwirken strebte, weil es ihm ein Ehrenpunkt schien, eine Sache möglichst schnell und vollständig in das Reine zu bringen, in welcher das durchdringende Auge der Londoner Polizei den Scharfblick der Hamburger überflügelte hatte, bis zum späten Abend in der Stadt zurückgehalten. Ungern vermifste er bei seiner endlichen Heimkehr die erwartete Tochter, ungern den zukünftigen Schwiegersohn, mit dem er noch ein Stündchen angenehm zu verplaudern gerechnet hatte.

Der nächste Vormittag fand Snitger und Ewald in einer Plenarversammlung des Senates vereint, als ein Polizeibeamter angemeldet ward, der vorgelassen zu werden begehrte, indem er dem Bürgermeister Snitger Wichtiges

mitzutheilen und zu übergeben habe. Man ließ ihn eintreten und vernahm, daß in dem mit van Boom angestellten Verhör dieser den Schiffsmäkler Braun als Helfershelfer angegeben, daß man darauf sofort des Letzteren Wohnung mit Polizeiwache besetzt, ihn selbst, der abwesend sei, nicht gefunden, aber sämtliche bei ihm vorgesehene Scripturen an sich genommen habe und hiermit dem Bürgermeister einiges ihn näher Angehende zuzustellen sich beeile.

Während dieses Berichts war Ewald erbleicht, er stand auf, um sich bei der Versammlung wegen plötzlichen Uebelbefindens zu beurlauben, allein der Polizeibeamte vertrat ihm den Weg und ersuchte ihn zu verweilen, weil seine Anwesenheit hier nöthig sein werde. Mit wankenden Knien, kaum vermögend, sich aufrecht zu erhalten, kehrte er auf seinen Sitz zurück, während Aller Augen auf ihn gerichtet waren, und bald Blässe, bald Röthe sein Gesicht überzog.

Nachdem Snitger gelesen und starr vor Staunen und Entsetzen auf Ewald blickte, der mit abgewendetem Antlitze dasaß, erzählte der Polizeibeamte, wie, als man eben beschäftigt gewesen, Braun's Papiere in Beschlag zu nehmen, ein armes Weib mit einem Brief an den Mäkler dort eingedrungen sei, den man ihr sofort abgenommen, und da das Weib durch verdächtige Reden und Drohungen Aufmerksamkeit erregt, man sie festgehalten habe, um sie ihre Aussagen gehörigen Orts wiederholen zu lassen. Das zweite der dem Bürgermeister überlieferten Schreiben war nebst andern an Braun unterdessen eingegangenen Briefen, ehe sich die sehr erschrockene Haushälterin diesen gerichtlichen Besuch zu deuten gewußt und jene Papiere der Beachtung desselben zu entziehen vermocht, gleichfalls in die Hände des ausfuchenden Beamten gefallen, der nun beide

schlagende Documente in des Bürgermeisters Hände gegeben hatte.

Das erste in englischer Sprache abgefaßte Schreiben lautete wie folgt:

„Herzensfreund!

Da führt der Satan das Weib mir her, dem ich einst den kleinen Wechselbalg abgehandelt habe, welcher den dummen Teufel, den Reumer, gleich einem Ball aus dem Ehestandshimmel hinausgeschleudert hat, in welchem er schon mit beiden Füßen Posto gefaßt zu haben vermeinte. Du mußt gestehen, daß das ein Meisterstreich, und daß das Glück mit mir im Bunde war, denn kaum hätte man glauben sollen, daß das von dem Bräutigam so über Alles eingekommene Täubchen, meine sonst so kluge Cousine, so leicht in die Falle gehen würde. Ich mindestens hatte das Spiel schon verloren gegeben, als das Kind, das ich am Morgen erwartet, und das nach meiner Rechnung die Trauung verhindern sollte, ausblieb und mir erst kurz vor dem Hochzeitmahl die Kunde seines Eintreffens überkam. Doch das hat nachmals die Sache nur noch pikanter gemacht. Ich werde das freudige Aufjauchzen meiner Seele nie vergessen, als ich, in die Schatten der Nacht mich hüllend, das Mädchen mit ihrer Zofe entfliehen und dadurch meinen Plan vollständiger gelungen sah, als ich je zu träumen gewagt! Und jetzt, wo, der sentimentaln Jugendmaske längstens müde, ich endlich den Preis für den mir angethanen Zwang erringen und nun in wenigen Tagen die Braut heimführen soll, treibt rastlose Reue das gewissenzarte Weib auf meine Fährte; sie verlangt ihr Kind, das sie der Hölle verfallen wähnt, falls es nicht getauft worden sei, und beruhigt sich nicht, obgleich ich ihr mit der

scheinheiligsten Miene von der Welt vorge-
 logen habe, daß es längst mit allen For-
 meln unserer rechtgläubigen Kirche in den
 Schooß der Christenheit aufgenommen sei.
 Was ist nun da zu thun? — Das Kind
 ist nicht herbeizuschaffen, denn Niemand weiß,
 wo es der alberne Narr, der Reumer, un-
 tergebracht hat, und wüßten wir es auch,
 was könnte es helfen? ich dürfte mich ja
 doch nicht dazu melden! Gleichwohl ist die
 tolle Person ganz auf das Kind versessen!
 — Ich bot ihr Gold, sie wies es zurück,
 obwohl der Hunger ihr aus den Augen
 sieht und ihre Blöße kaum mit Lumpen be-
 deckt ist; sie besteht darauf, zu wissen, was
 aus dem Kinde geworden, und verlangt
 durch eigenen Augenschein sich davon zu
 überzeugen, widrigenfalls sie den Vorgang
 bei dem Gerichte anzuzeigen schwört. Mit
 Mühe habe ich sie einstweilen beschwichtigt
 und an Dich gewiesen. Von Dir erwartet
 sie Auskunft; nimm also Dein Bißchen
 Mutterwitz zusammen, um mir das Weib
 vom Halse zu schaffen, halte sie mindestens
 mit Versprechungen hin, bis ich Rücksprache
 mit Dir genommen habe, und mache Deine
 Sache klug! — Denke, daß, wenn die heillose
 Begebenheit ruckbar wird, ich, der ich nach lan-
 gem mühseligem Bootsen endlich im Begriff
 stehe, in den Hafen des Glücks einzulaufen, un-
 wiederbringlich um die reiche Braut geprellt
 sein würde, und daß Du Deine wahrlich
 nicht geringe Schuldforderung an mich dann
 nur getrost zum T—l schicken kannst! —
 Vor Abend noch denke ich bei Dir zu sein,
 hilf mir nur diesmal aus der Dinte!

Ewald."

(Fortsetzung folgt.)

Marie Todi, die Tochter des Regiments.

(Beschluß.)

„So leben Sie wohl, gnädige Frau,“
 sagte Marie schmerzlich, „Gott möge Sie diese
 Stunde nie bereuen lassen.“ Sie war im
 Begriff mit Toni fortzugehen. Da eilte die
 Marchesa plötzlich auf sie zu und sprach unter
 heftigem Weinen: „Marie, theure Marie, wie,
 Du kannst Deine Mutter verlassen, die Dich
 mehr als ihr Leben liebt, die ohne Dich bald
 sterben würde?“

„Meine Mutter, Sie meine Mutter?“
 sprach Marie erstaunt.

„Ja Deine Mutter, undankbares Kind,“
 antwortete die Marchesa, „in dieser Stunde,
 wo Du von mir gehst, um mich nimmer wie-
 der zu sehen, sollst Du erfahren, was die Welt
 und Du bisher nicht ahneten. So wisse denn,
 daß ich schon vor meiner Verbindung mit dem
 seligen Marchesa heimlich vermählt war. Es
 war leider ein Bund, dem der Segen der Eltern
 fehlte, darum hat er mir auch nur Unglück
 und Jammer gebracht. Mein Gatte stürzte
 ein halbes Jahr nach unserer Trauung vom
 Pferde und starb an den Folgen dieses Falles.
 Dich unter meinem Herzen tragend, machte ich
 eine Reise zu meinem edlen Bruder. Er und
 seine Gattin allein wußten um unser Geheim-
 niß. Dort wurdest Du, mein Kind, geboren.
 Ich kehrte zu meinen Eltern zurück; Du aber
 wurdest für das Kind meines Bruders aus-
 gegeben, und bleibst natürlich auch bei ihm.
 Zwei Jahre darauf starb seine Gattin. — Aus
 Verzweiflung darüber ging er in den Krieg;
 sandte aber zuvor Dich, mein Kind, unter
 der Aufsicht eines alten Dieners zu mir. Un-
 terwegs wurde der Wagen, worin Ihr Euch
 befandet, von Räubern angefallen und ausge-
 plündert. Den alten Diener schleppten sie mit

in's Gebirge. Einige Wochen später gelang es ihm zu entkommen und mir das Geschehene zu melden. Von da an hab' ich Dich als todt beweint. Von meinen Eltern gedrängt, heirathete ich einige Jahre nachher den Marchesa. Nach sechs Jahren einer unglücklichen Ehe ward ich Wittwe. Da zog ich mich von Bologna, wo wir bis dahin gelebt hatten, hier auf dieses Schloß zurück, um abgeschieden von der großen Welt mein verlorenes Jugendglück zu betrauern. Vor zwei Jahren gab der Himmel Dich mir zurück, und mit Dir die Hoffnung auf ein glückliches Alter. Diese Hoffnung willst Du jetzt zerstören, meine Tochter, Du willst mit einem Fremden hinwegziehen und Deine Mutter in Verzweiflung und Gram zurücklassen. Geh denn, ich will Dir nicht fluchen, ungehorsames Kind, aber die Heiligen werden —“

„Wollenden Sie nicht, meine Mutter,“ fiel Marie, welche die Erzählung bebend angehört hatte, ihr rasch in's Wort, „ich bin Ihr Kind und Ihnen Gehorsam schuldig. Ich werde meine Pflicht erfüllen und sollte auch mein Herz darüber brechen. Tonio, jetzt müssen wir scheiden, denn nie werde ich gegen den Willen meiner Mutter Dein Weib.“

Sie wandte sich von ihm ab und warf sich an die Brust der Marchesa, die sie umschlang und mit Küssen bedeckte. Toni stand da, wie vom Donner gerührt. Seine ganze Lebenshoffnung war auf einmal zertrümmert. Für seine Liebe allein hatte er dem Tode in vielen Schlachten getrogt und durch seine ungefüme Tapferkeit sich den Grad eines Capitains errungen. Mariens Bild stand Tag und Nacht als lohnendes Ziel vor seiner Seele, und nun sollte es für immer ihm entrückt werden. Er blieb eine Minute lang sprachlos im Gefühle der Verzweiflung. Dann aber sammelte er sich mit Gewalt, und Mariens hel-

denmüthige Entfugung zum Beispiel nehmend, trat er zur Marchesa und sprach:

„Gnädige Frau, mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde Ihren Mutterrechten nicht mit Gewalt in den Weg treten und meinem Lebensglücke zu entsagen wissen, wenn es mir Ihre Hand nicht segnend entgegenführt. Doch bevor Sie den letzten Ausspruch thun, der mein Schicksal entscheidet, bitte ich Sie, mich anzuhören. Sie sind im Irrthume, wenn Sie glauben, der, welcher sich um Mariens Hand bewarb, sei aus niederm Stande entsprossen. Mein Vater ist Bürgermeister in Genf und wir stammen aus einem der ältesten Patriziergeschlechter dieser Stadt ab. Vor zwei Jahren konnte und durfte ich dieses nicht offenbaren, weil ich, durch die Ränke einer bösen Stiefmutter dazu getrieben, dem väterlichen Hause entflohen, und mit dem Zorne meines Vaters belastet war. Ich konnte nicht wissen, ob ich jemals seine Verzeihung wieder erhalten würde. Da brachte mir vor einem halben Jahre ein Freund die Nachricht, daß meine Stiefmutter gestorben wäre und ihrem Manne auf dem Sterbebette gestanden hätte, daß sie mich ungerecht verläumdete. Ich schrieb natürlich sogleich nach Genf und erhielt die Antwort von meinem Vater, daß seine Arme mir liebend geöffnet wären. — Hier die Beweise, Frau Marchesa, daß ich wahr gesprochen haben.“ Toni nahm mehre Papiere aus seiner Brieftasche und überreichte sie der Marchesa. Diese antwortete zwar nicht, aber unterließ doch nicht, einen prüfenden Blick darauf zu werfen. Eine Minute verging lautlos. Marie hatte sich ihrer Mutter zu Füßen geworfen und sah mit flehender Miene zu ihr empor. Toni stand da in banger Erwartung.

Auf einmal erhob sich die Marchesa. Jede Strenge war aus ihrem Antlitz gewichen. Sie reichte mit gütigem Blicke dem jungen Manne

Schweigend die Hand und zog ihn zu sich heran. Im frohen Hoffnungsgeföhle sank er neben der Geliebten nieder. Die Marchesa vereinigte ihre Hände und legte dann segnend die übrigen auf Beider Haupt. Mariens und Toni's Seelengröße hatte die harte Rinde ihres stolzen Herzens erweicht.

Nun schwang die Freude ihr glänzendes Banner über die Glücklichen. Toni rief Boncoeur und die übrigen Soldaten, welche er vorhin, als es zu dem Geständnisse der Marchesa kam, hinausgeschickt hatte, wieder herein und stellte ihnen Marie als seine ihm durch Mutterseggen verlobte Braut vor. Da jauchzten die braven Grenadiere, die ihrem tapfern Capitain mit Leib und Seele ergeben waren, ein donnerndes Vivat durch die Hallen des Schlosses. — Noch denselben Abend war öffentliche Verlobungsfeierlichkeit im Schlosse, wozu alle Offiziere des Regiments geladen waren. Den Unteroftizieren und Gemeinen wurden mehrere Fässer Wein im Schloßgarten zum Besten gegeben. An diesem Abend versah Marie noch einmal — zum letzten Male den Dienst einer Marketenderin. Im glänzenden Brautstaat hüpfte sie über eine Stunde zwischen ihren ehemaligen Vätern umher und kredenzte ihnen den Gluttrank selbst mit den rosigen Lippen.

Bald darauf wurde der Friede publicirt. Toni nahm seinen Abschied und heirathete die junge Marchesa, welche ihm Schlösser und Ländereien als Mitgift zubrachte und ihn dadurch zum reichsten Manne der ganzen Gegend machte. Beide aber vergaßen in ihrem Glücke nicht, welchem Stande sie einst angehört hatten und wurden die Wohlthäter aller alten Krieger und Armen, die sich ihnen bittend nahten. Den alten Feldweibel nahmen sie zu sich und Marie nannte ihn bis zu seinem Tode ihren lieben Vater. Ihre Marketenderkleidung wurde sorgfältig aufbewahrt. Und noch in spätern Jah-

ren zeigte sie jedesmal an dem Jahrestage, wo das Regiment sie als Kind gefunden und zur Tochter angenommen hatte, ihren Kindern die buntfarbigen Zeichen einer freundlichen Vergangenheit, an die sie sich stets mit großer Freude erinnerte.

M i s c e l l e n .

(Der Kater als Todtenuhr.) So bezeichnet ein Correspondent der „*Sunday Times*“ eine schöne männliche Eigerkatz in einem Londoner Arbeitshause — *te Strand Union workhouse, Clevelandstreet, Fitzroysquare*. Sobald der Tod eines Insassen bevorsteht, sucht das Thier in den Krankensaal zu gelangen, springt hier mit emporgestrecktem Schweife mehrere Male zwischen den Bettreihen auf und nieder, bleibt dann stehen und setzt sich zum Fuß des Bettes, worin der fragliche Insasse liegt. Einen oder zwei Tage vor seinem Tode wählt sich der Kater die Diele unter jenem Bette zur Schlafstelle und verläßt sie nicht, bevor der Kranke hinübergegangen. Das seltsame Thier gehört einem armen alten Manne, der es zärtlich liebt und seine Fleisch- und Brodportionen mit ihm theilt.

Als die ersten Gesetze in den amerikanischen Freistaaten eingeföhrt wurden, wurde ein Schuhmacher wegen eines schweren Verbrechens zur Galgenstrafe verurtheilt. Als aber der Tag zur Hinrichtung herangekommen war, erinnerte man sich, daß er der einzige Schuster in der Umgegend sei, und es räthlicher sei, ihn zu erhalten. Um jedoch dem Gange der Gerechtigkeit keinen Einhalt zu thun, erhängte man einen Weber an seiner Statt; da die Behörden ermittelt hatten, daß deren mehrere seien, als man benöthigte.

Der poln. Basilianermönch Sierotinski, dessen ganzer Orden theils eingekerkert, theils nach Sibirien geschickt wurde, büßte auch seine Treue für sein Vaterland und seine Kirche in Tobolsk. Da er dort viele Landsleute als Leidensgefährten traf, so schickte er sich an, seine priesterlichen Pflichten unter ihnen auszuüben und sie vor den Schlingen zu warnen, welche die russ. Polizei legte, sie zur griech. Kirche überzuführen. Es ward verrathen und der edle Greis vom Gouverneur zu 1000 Knutenhieben verurtheilt. Ohne Klaglaut erduldete er einige Hundert, da war er eine Leiche, und so empfing der Leichnam die vorgeschriebene Zahl, bis sie erfüllt war. —

(Deutscher Michelglaube.) Man sieht in Deutschland gar häufig in den Zimmern der Städte und sogar auch schon mancher Dörfer Wappenbilder in goldnem Rahmen, welches der Familie Auskunft geben soll über ihren Ursprung. Gewöhnlich sind die Ureltern alle von Adel oder sonst von hohem Stande gewesen, und das gefällt denn dem Deutschen und schmeichelt seinem Ehrgefühl; er paradiert sehr gern mit dergleichen Bildern und Wappen. Da nun heißt es denn gewöhnlich: „Das Geschlecht der Michel stammt aus Tyrol. Im Jahre 14. . war Jacob Michel kaiserlich österr. Hofrath und wurde in den Adelsstand erhoben u. u.“ Der neue Michel glaubt nun steif und fest an seine adelige Abkunft und es wäre weiter nichts Nachtheiliges dabei, wenn sich Michel nur nicht gar zu lächerlich dabei machte. Wer sich darauf, das heißt, auf seine angebliche oder wirkliche Abkunft etwas einbildet, der zeigt, daß er noch zu den Bornirten gehört.

(Leinwandprobe.) Ein englisches Blatt giebt ein leichtes Mittel an, durch welches man erfahren kann, ob Leinwand mit Baumwolle vermischt ist. Man braucht nämlich nur einen Tropfen Tinte aus einer Feder auf die Leinwand fallen zu lassen, die geprüßt werden soll. Breitet sich dieser Tintentropfen nach zwei verschiedenen Richtungen aus, so ist unter dem Lein Baumwolle verwebt; breitet er sich dagegen nach allen Seiten aus, so besteht der Stoff aus reiner Baumwolle. Läuft die Tinte gar nicht aus einander, so ist die Leinwand zu stark appretirt und man muß sie erst reiben, ehe man den Versuch macht.

Tags-Begebenheiten.

Paris. Den 10. März wurde von den hiesigen Affisen ein Schuhmacher, Namens Ducoudray, der seiner Frau mit Hammer schlägen die Hirnschale zerschmettert hatte, zum Tode verurtheilt. Obwohl die arme Frau die schreckliche Mißhandlung überlebt hat, und Ducoudray im Augenblicke der That betrunken war, nahmen die Geschwornen doch keine mildernden Umstände an.

Königsberg. In einer der kalten Nächte des jetzigen strengen Winters hörte man in einem Hause auf dem Roßgarten hieselbst wiederholt ein ängstliches Stöhnen und Wimmern, man drang in das Haus und fand in einer kalten Kammer ein halb entblößtes und abgekehrtes Frauenzimmer, die von ihrem herzlosen Bruder schon seit langer Zeit hier eingeschlossen gehalten wurde, in der Absicht, in den Besitz einer dieser Person gehörigen Erbschaft zu gelangen.

Auflösung der Charade in No 13: Armuth.

☞ Diese Zeitschrift, welche wöchentlich einmal erscheint, ist durch alle Königl. Postämter für den vierteljährigen Pränumerations-Preis von 12 Sgr. portofrei zu erhalten.